

Zinsen zwischen Mittelalter und Neuzeit

von Tanja Skambraks

Zinsen sind heute ein selbstverständlicher Teil des Kredit- und Bankenwesens. Die Europäische Zentralbank steuert derzeit mit einer Nullzinspolitik die europäische Wirtschaft stärker als es manchem lieb ist. Hinzu kommt der momentan ebenfalls scharf kritisierte Ankauf von Unternehmensanleihen. Vielen Kritikern geht das direkte Eingreifen der EZB in die Geld- und Kapitalmärkte zu weit. Es widerspräche den Grundsätzen der freien Entfaltung des Marktes, inklusive Wachstum und Preisentwicklung. Dennoch: das Ziel der EZB ist es, einen langsamen, kontrollierten Anstieg der Inflation und damit der Preise zu erzielen. Kurz: sie will die europäische Wirtschaft durch eine kontrollierte Zinspolitik ankurbeln.

Dass Wirtschafts- und Finanzsysteme durch gezieltes Eingreifen externer Akteure beeinflusst werden, hat durchaus bekannte Vorläufer in der Geschichte. Geht man etwa 500 Jahre ins ausgehende Mittelalter zurück, dann wird deutlich, dass auch damals eine, wenn auch nicht staatlich, so doch obrigkeitlich zu nennende Wirtschaftspolitik im Entstehen war, die durchaus einige Gemeinsamkeiten mit heute aufweist.

Das Verleihen von Geld gegen Zins war auch im Mittelalter eine gängige Praxis – trotz eines allgemeinen Wucherverbots. Wucher, nach dem *Decretum Gratiani* definiert als alles, was über die Darlehenssumme hinausging, war strikt verboten, die Geldleihe selber jedoch nicht. Es bestand aber ein starker Gegensatz zwischen den normativen Bestimmungen des Kirchenrechts bis zum 13. Jahrhundert und der in den historischen Quellen (Testamenten, Rechnungsbüchern, Wechselbriefen) sichtbaren gängigen Kreditpraxis der Händler, „merchant bankers“ und kleinen Privatkreditoren. Die

Frage, wer an wen ein verzinstes Darlehen vergeben durfte und zu welchen Konditionen, dominierte den Wirtschaftsdiskurs von der Bibel bis zum Kirchenrecht des Späten Mittelalters.

Erst seit dem 13. Jahrhundert wurde das kanonische Zinsverbot aufgeweicht und Wucher neu definiert. Dies geschah als Folge der so genannten „commercial revolution“ (13.–18. Jh.), einer massiven wirtschaftlichen Expansionsbewegung, die eine Ausweitung des Handels, eine starke Urbanisierung und damit die Entstehung eines regen Geld- und

haltiges Wachstum und damit das Wohl der Europäischen Gemeinschaft fördern – eine Parallele zwischen sozialer Marktwirtschaft und mittelalterlicher Wirtschaftspolitik. Obgleich das Wirtschaftssystem damals wesentlich stärker kontrolliert und reglementiert wurde.

Kein Bewohner einer Stadt sollte damals benachteiligt werden – insbesondere die Armen sollten nicht durch hohe Zinsen privater Geldverleiher belastet werden. Die Logik der Geldleihe war im Mittelalter jedoch eine andere als heute: das Risiko eines Geldgebers wurde erst im späten Mittelalter als Grund für eine Entschädigung anerkannt. Idealerweise, d.h. nach der Bibel, sollte ein Darlehen immer zinslos sein und aus Nächstenliebe erfolgen. Die Wirtschaftsethik des Mittelalters sah die Absicht, mit der ein Gläubiger Geld an einen Schuldner verlieh, als entscheidend für die Qualifizierung wucherischen Handelns. Das Alte Testament erlaubte die Zinsnahme – allerdings nur von Andersgläubigen (Dtn. 23,20). Derjenige, der Zinsen nahm, wurde einem Häretiker gleich-

gestellt – ihm drohte damit die Exkommunikation. Dennoch wurde in der Praxis Geld nicht nur von Juden, sondern auch von Christen, wie den Lombarden und Kawertschen (Privatbankiers norditalienischer und südfranzösischer Herkunft) verliehen. Das europäische Bankenwesen florierte seit dem 13. Jahrhundert im Zuge eines allgemeinen Wachstums der Wirtschaft. So waren die Florentinischen Handelsgesellschaften der Bardi und Peruzzi unter anderem Kreditoren des englischen Königs Edwards III. (1327–1377) sowie des Papstes. Die Peruzzis verfügten über 16 Zweigstellen in den wich-



Der Geldwechsler, Rembrandt van Rijn (1606–1669)

Kreditmarktes in Europa nach sich zog. Kurz: der rege Umlauf von Geld galt nun als erstrebenswert, nicht das Horten ohnehin knapper Münzbestände. Das erkannten auch die Theologen der Zeit. Doch wer steuerte die Geld- und Zinspolitik damals eigentlich?

Die Festlegung des Zinses erfolgte in der status-basierten mittelalterlichen Gesellschaft zentralisiert durch lokale Herrscher, Stadträte, Könige und Kaiser. Das *bonum commune*, das gemeine Wohl, galt den Machthabern als Leitmotiv wirtschaftlichen Handelns. Auch die EZB möchte ein nach-

tigsten italienischen Handelsstädten sowie in den europäischen Handelszentren London, Brügge und Paris. Ihr Vermögen belief sich im Jahr 1310 auf 100.000 Goldflorin. Beide Firmen liehen dem englischen König für militärische Unternehmungen gegen Frankreich während des Hundertjährigen Krieges (1337–1453) die enorme Summe von 900.000 bzw. 600.000 Goldflorin. Wohlgerneht zinslos, denn der gute Ruf des Herrschers galt als ausreichender Garant für die Kreditwürdigkeit. Eine Fehleinschätzung, wie sich später herausstellte: seine Zahlungsunfähigkeit brachte 1343 den beiden Bankhäusern den Ruin.

Dass die EZB heute anderen Banken Kredite zum Nulltarif anbietet findet hier eine historische Parallele, obgleich unsicher scheint, ob der „gute Ruf“ heutzutage als Sicherheit ausreicht.

Trotz oder gerade wegen der strengen Wucher- und Zinsdoktrin kalkulierten mittelalterliche Geschäftsleute und Bankiers ihre Zinsen häufig bereits in die vergebene Kreditsumme mit ein. So genannte Verschleierungstechniken waren gang und gäbe. Auch mittels des so genannten Wechselbriefs, eines Zettels, der einen Geldwechsel von einer Währung in eine andere an zwei verschiedenen Orten dokumentierte, wurden die Zinsen für ein solches Kreditgeschäft, die sonst natürlich nicht offen genannt wurden, in den Wechselkurs mit eingerechnet. Der übliche Zinssatz lag im späten 14. und frühen 15. Jahrhundert bei solchen Geschäften zwischen 10% und 16%, wie aus den Aufzeichnungen des berühmten Fernhändlers, Tuchproduzenten und Bankiers Francesco di Marco Datini (um 1335–1410) ermittelt werden kann. Heute mag uns ein solcher Zins horrend erscheinen, damals konnten verzinste Darlehen sogar bis zu 100% der ausgeliehenen Summe an Zinsen kosten. Die Höhe der jeweiligen Zinsen war generell der Art eines Kreditgeschäftes angepasst. Verallgemeinernd lässt sich formulieren, dass bei risikoreichen Investitionskrediten, etwa für kurzfristige oder weit entfernte Handelsunternehmungen ein höherer Zinssatz (10% bis 20%) berechnet wurde als für langfristige Immobilienkredite (6%-10%). Die persönlichen Bindungen und Beziehungen zwischen dem Schuldner und dem Gläubiger spielten für die Höhe der Zinsen eine wesentliche Rolle. Das Vertrauen in den Anderen, nicht etwa institutionelle Rahmenbedingungen und Regeln, bestimmte in der vormodernen Zeit lange auch die Höhe des Zinses. Manchmal wurden dabei Kredite



Die Pfändung – „Il pignoramento“, Giovanni Battista Bertucci il Giovane (1539–1614)

auch gänzlich zinslos und nur auf Vertrauensbasis oder aufgrund der guten Reputation eines Geschäftsmannes gewährt.

Die obrigkeitliche Kontrolle der städtischen Finanzen und damit auch der Zinspolitik wurde in vielen Städten Europas ein wichtiger Aspekt der Politik der städtischen Oligarchien. Besonders in Nord- und Mittelitalien wurde seit dem 15. Jahrhundert Kreditpolitik von oben betrieben – durch eine verstärkte kommunale Finanzpolitik (man denke nur an den Rentenkauf – eine frühe Form der Staatsanleihe) und eben auch durch neue Kreditinstitute, wie die Monti di Pietà.

In Perugia entstand im Jahr 1462 ein erster Monte di Pietà. Solche „Berge der Barmherzigkeit“ waren karitative Pfandleihanstalten, die Konsumkredite in geringer Höhe in wirtschaftlichen Notlagen gegen einen günstigen Zinssatz zwischen 4% und 10% und ein Pfand (meist Haushaltsgegenstände, Schmuck, Bücher, Waffen) an bedürftige „arbeitende Arme“ wie Handwerker, Tagelöhner, Bauern und Witwen vergaben. Seit dem frühen 16. Jahrhundert konnten diese städtischen Kleinanleger ihr Geld auch gegen einen Zins von 2% beim Monte anlegen. Daraus wurden etwa Mitgiften für die zu verheiratenden Töchter der Anleger – wie bei einem Sparbuch – angelegt. Beim Zeitpunkt der Heirat wurde das angesparte Geld dann ausgezahlt. In der Zwischenzeit profitierten die Anleger von den Zinsen.

Die Monti di Pietà wurden gezielt zur Armutsbekämpfung in den Städten eingesetzt und bestanden in den meisten Fällen bis ins späte 19. oder frühe 20. Jahrhundert hinein, bevor sie mit den regionalen Sparkassen oder öffentlichen Banken zusammengeschlossen wurden. Es wurden bis in die

Mitte des 16. Jahrhundert über 200 solcher Institute in ganz Italien gegründet. Die seit einigen Jahren in die Kritik geratene Genossenschaftsbank Monte dei Paschi di Siena ist eine solche Nachfolgeeinrichtung eines mittelalterlichen Pfandleihhauses. Die EZB unter Mario Draghi genehmigte im Juni 2017 Finanzhilfen in Höhe von 6 Milliarden Euro und stützt somit die vom Bankrott bedrohte Bank durch quasi-staatliche Intervention. Nach der Finanzkrise von 2007 eigentlich ein falsches Signal. Auch an diesem Beispiel wird die eingangs angesprochene Spannung zwischen freier Marktentfaltung und staatlicher Kontrolle als zwei unterschiedlichen Prinzipien von Geldpolitik deutlich. Die mittelalterliche Geldpolitik mit ihrem Leitmotiv des *bonum commune* folgte in manchen Teilen der Logik einer geplanten und streng kontrollierten Wirtschaftspolitik und einer auf christlichen Grundwerten basierenden Wirtschaftsethik. Der Zins als Steuerungsinstrument für den Kapitalfluss und das Wirtschaftswachstum war auch damals schon ein wichtiger Faktor.

Dr. Tanja Skambraks ist Historikerin und seit März 2015 akademische Rätin am Lehrstuhl für Mittelalterliche Geschichte an der Universität Mannheim. Gegenwärtig arbeitet sie an ihrer Habilitation zum Thema „Caritas und Kredit im Spätmittelalter: die Monti di Pietà“.

Literatur

- A. Bell, C. Brooks, T. Moore, Cambium non est mutuum: exchange and interest rates in medieval Europe, in: EHR 70, 2 (2017), S. 373-396.
- Sidney Homer und Richard Sylla, A history of interest rates, New York, 2011.
- Edwin S. Hunt, The Medieval Super-Companies: A Study of the Peruzzi Company of Florence, Cambridge University Press 1994.
- Tanja Skambraks, Expertise im Dienste der caritas. Die Monti di Pietà zwischen gelehrtem Wissen und Erfahrungswissen, in: Wissen und Wirtschaft. Expertenkulturen und Märkte vom 13. bis zum 18. Jahrhundert, hrsg. von M. Füßel, P. Knäble, N. Elsemann, Göttingen 2017, S. 169-189.

Impressum

Herausgeber:
Eugen-Gutmann-Gesellschaft e.V.
Dr. Dettlef Krause (Vorsitzender)
Moselstraße 4, 60329 Frankfurt am Main
egg@commerzbank.com
©2017